

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 22 (1936)
Heft: 11

Artikel: Seppli, der "Heustöffel"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-535055>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Maria, du Reinste,
O pflücke mich du,
Und führ' mich dem Gärtner,
Dem göttlichen, zu;

Damit er mich pflanze
In himmlische Au'n —
Maria, komm', pflück mich,
Du schönste der Frau'n!

P.

Seppli, der „Heustöffel“

Er war das richtige enfant terrible meiner Junglehrerinnen-Laufbahn. Den Beinamen verdiente er sich in der Öffentlichkeit. Das ganze Dorf hiess ihn so, seiner Zappeligkeit und Ungezogenheit wegen.

Und doch, als er in die erste Klasse eintrat — bleich, mager, in ärmlicher Kleidung, miss-trauisch mich anblickend, hatte ich ein überquel-lendes, mütterliches Gefühl für diesen verwahr-losen Knaben, während die verhätschelten, auf-geputzten Reichleutekinder mich fast abstiessen. Ich erfuhr, dass seine Mutter tot und der Knabe bei einer alten Grossmutter untergebracht sei. Die Liebe und Geduld, die ich dem Seppli nun zuteil werden liess, wurden oft auf die Probe gestellt. Einen solch unruhigen, zu allen losen Streichen aufgelegten Jungen hatte ich wirklich noch nie unter meinen Schülern gehabt.

Wenn ich auch oft und oft seine Wildheit igno-rierte, so war ich doch dann und wann gezwun-gen, ihn zu strafen. Bei Empfang einer Tatze drehte er sich rundum, wie ein Kreisel, und schnitt Grimassen. Ich wusste mir manchmal gar nicht zu helfen. Zunächst gedachte ich, die Strafart zu än-dern und ihn in den Karzer zu sperren. Doch, das schien noch unmöglicher, denn, wenn ich den Widerspenstigen endlich mit heisser Mühe die Treppe hinab in den düstern Raum geschleppt hatte, umklammerte er mich und rief mit In-brunst: „Liebi Lehreri! Gueti Lehreri! Heilige Maria, Mutter Gottes! I will schön tue! I will rächt tue! Nie, nie müend Ihr mich meh strofel!“ Er hörte nicht auf, so zu rufen, bis ich ihn wieder erhörte. Und da die Gemeinderatskanzlei gerade über dem Karzer sich befand und die Herren natürlich diese Attribute hörten, gab es Spott-reden! Ich war wirklich von Herzen froh, als dies-es Schuljahr zu Ende ging und der Seppli zu einem andern Schulmeister kam. Die Vorwürfe, die ich mir gelegentlich über zu milde Behand-lung dieses Kindes machte, waren nun aber doch nicht ganz berechtigt. Der neue Lehrer des

Seppli hielt eine eiserne Disziplin, und dennoch konnte auch er den Zappelpeter nicht ändern.

Ich bekam den Seppli sehr wenig mehr zu sehen, der sehr grossen Kinderzahl wegen, die sich auf dem ausgedehnten Schulhausplatze tummelte. Doch einmal trat er plötzlich auf mich zu, gab mir seine immer schmutzige Hand, und in seinen wilden, grauen Augen schimmerte es wie leises Heimweh.

„So, Seppli, wie goht's Dier?“

„Nit gar guet!“

„Chumm am Sunntignomittag zu mier, zum Zabig gäll!“

Ein Freudenstrahl flog über sein Gesicht. Mit einem leisen Ja riss er sich aus meiner Hand los und sprang fort. Am genannten Sonntagnachmit-tag klopfte er nicht etwa an meiner Türe, sondern sprang wie ein gehetztes Tier stets rund um's Haus, bis ich ihn hereinholte. Dann setzte ich ihm Kaffee und Butterbrot vor und nötigte ihn zum Essen. Mit sichtlicher Lust ass er. Doch als ich ihm zum zweiten Male einschenken wollte, wehrte er sich:

„Meinid Ihr, ich ässi so viel amene frönde Ort?“ Und dann ganz unvermittelt: „I wett lieber wieder zu Eu i d'Schuel.“

Auf meine Frage, ob er immer gesund sei, sagte er, nein, die Grossmutter sei mit ihm zum Arzte gegangen und der habe gesagt, es fehle ihm in den Augen und im Hirn.

Natürlich erkundigte ich mich über die Rich-tigkeit dieser Worte bei seiner Grossmutter, die mir dieses bestätigte.

Namenloses Erbarmen erfasste mich. Darum seine abnormale Unruhe! Hatte ich ihn trotz meiner Nachsicht noch ungerecht bestraft? — Doch ich musste mir sagen — und zwar zu mei-ner grossen Beruhigung —, dass aus unseren beidseitigen Differenzen ja gewöhnlich er als Sieger hervorgegangen war.

In der Folge kam Seppli fort, in den Jura, wo sein Vater zum zweiten Male geheiratet hatte und nun den Buben zu sich nahm.

Wohl zwanzig Jahre blieb mir der Seppli verschollen. Schon lange hatte ich ihn vergessen.

Da pochte es eines Vormittags an meine Schulzimmertüre, und als ich öffnete, stand ein starker, blonder Bursche auf der Schwelle.

„Guet Dag Fräulein W., kännid Ihr mi no?“

Nach langem Betrachten fragte ich unsicher:

„Bist Du nicht der Seppli — Josef Müller? . . .“

„Jo jo, der bin i.“

Um Mitternacht sei er angekommen, und heute sei der erste Gang zu mir.

Ich war sehr erfreut, dass er mich noch nicht vergessen hatte.

„So guet wie Ihr, heds halt no nie e Mönsch mit mier gmeint.“

„Jo wohär, das meinst Du.“

Er begann dann seine Erlebnisse zu erzählen. — Von der bösen Stiefmutter etc. Wie ich ihn so betrachtete, musste ich zu meiner Freude denken, dass er gesund, brav, schlicht und ehrlich zu sein schien. — Er sei ein Senn geworden und betreibe seinen Beruf mit Lust und Freude.

Nach einem kleinen Schweigen begann er wieder:

„I han Eu viel Verdruss g'macht, i der Schuel.

I bin en wüeste Bueb gsi — —

Ihr wüssid's scho no, he?“

„s ist nit so schlimm gsi“, sagte ich entschuldigend.

„Wowoll, schlimm gnueg, Ihr händ mier jo es Feufi g'macht i de Sittenote.“

„Das ist nit mügli“, sagte und dachte ich — wenn noch ein guter Kern vorhanden und im

sechsten und siebten Gebote Gottes nichts vorliegt, wie kann man da eine Fünf machen? . . . Und doch, während ich die Schulchronik hervor suchte, war mir auch sofort der Gedankengang gegenwärtig, der mich als junge Lehrerin veranlasste, strenge Sittennoten zu machen. — Und wirklich — stand eine dicke Fünf vor meinen Augen. Ja, damals: Vom Morgen bis zum Abend einen Verdruss auf den andern. Keine einzige Freude — nicht die geringste Befriedigung. — Seine fortwährende Widersetzlichkeit — die damalige Unkenntnis seines gesundheitlichen Defektes . . .

Mit heisser Reue und beschämt sagte ich:

„Jo es stimmt. — Do ist es Feufi. — Aber Du hesch es nit verdient. Jetzt, zwänzig Johr spöter, würd ich Dier keis meh mache. Jetzt lueg i d'Sach anderst a. Und gsehscht i mache jetz e Bemerkig zu dem Feufi i d'Chronik ine, dass sich die Note nur uf Widersetzlichkeit und Uruhe, sust uf kei andere Fehler bezoge heig.“

Nach vielen traulichen Gesprächen munterte ich ihn auf, auch den Herrn Pfarrer zu besuchen.

„Nei, nei, nei! De würd mi grad d'Stägä ab rühre, so wüest han i bi ihm to im Unterricht!“

Nach weiterem Zureden liess er sich doch bewegen. Der hochwürdige Herr äusserte seine Freude an dem gut geratenen Burschen in einem herzlichen Empfang, den er dem ehemals so schlecht gelittenen Seppli bereitete.

Nach einigen Tagen ging er befriedigt und versöhnt wieder in den Jura zurück. C.

Volksschule

Streifzüge durch das schweizerische Postwesen

Was soll der Schüler vom Postdienst wissen.

Vorwort. Das schweizerische Postwesen ist noch ziemlich jung, denn es steht erst im 87. Betriebsjahre. Allerdings gab es schon viel früher private und staatliche Einrichtungen, die der Personenbeförderung und der Nachrichtenvermittlung dienten. Es sei nur an die Boteneinrichtungen der Klöster, der St. Galler-, Zürcher- und Schaffhauser Kaufmannschaften, an die Metzgerposten und die zahlreichen, im 17. und

18. Jahrhundert aufgekommenen Stadtboten und Landläufer erinnert. Nach ausländischem Vorbilde bemächtigten sich vor 100—200 Jahren auch viele schweizerische Kantone des Postregals (d. h. des Alleinrechtes zur Personen- und Postsachenbeförderung), wobei aber sofort beizufügen ist, dass hierfür weniger ideelle als vielmehr kaufmännische Ueberlegungen ausschlaggebend waren, weil die finanzielle Ausbeute der Postrechte eine gute Einnahmenquelle für den Staat versprach.